© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Zur Geographie und Ethnographie der Goldküste.

Von Dr. **E. Mähly.**

(Hiezu die Karte Tafel 13.)

Bekanntlich bezeichnen wir mit dem Namen Oberguinea jenen ansehnlichen Theil der westafrikanischen Küste, welcher jenseits Sierra Leone, nahe dem 13° W. Greenw. beginnt und, den nördlichen Schenkel des Golfs von Guinea darstellend, am Scheitel des rechten Winkels, den derselbe bildet, bei Kamerun unter dem 9° endigt. Er verläuft also in westöstlicher Richtung, durchschnittlich längs dem 6° nördl. Breite durch nicht weniger als 22 Grade, und seine Strandlinie misst etwa 2640 km. Ziemlich genau in der Mitte dieser Strecke ragt das Cap der 3 Spitzen südlich vor bis 4° 45′ Lat. N, und zu seinen beiden Seiten weicht das Land gleichmässig und sanft zurück, gegen Westen ca. 154 km. bis zur Mündung des Assiniflusses, im Osten ca. 326 km. weit bis zur Mündung des Voltastroms. Dieser Landstrich, demnach 480 km. oder gerade 100 Schweizer Stunden lang, von 3° 20′ W. bis 0° 40′ E. reichend, heisst die Goldküste. Politisch gehört dieselbe mit Ausnahme des westlichen Zipfels von 30 km. Länge

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

England an und bildet zusammen mit einem Streifen Hinterland von wechselnder, im Durchschnitt 95 km. betragenden Breite seit 1874 die Gold Coast Colony, deren Flächeninhalt mit 43,000 □ km. etwas grösser ist als derjenige der Schweiz.

Das Gebiet wird durch den Pra-Fluss in 2 Distrikte getheilt; im östlichen, grösseren, besitzt die Basler Mission eine ganze Anzahl von Stationen; zwei weitere stehen jenseits der Nordgrenze auf unabhängigem Territorium. Während nun die europäischen Kaufleute und Beamten ausschliesslich in nächster Nähe des Strandes wohnen, und erstere nie, letztere nur ausnahmsweise, und dann auf wenigen abgetretenen Hauptrouten das Binnenland bereisen, durchkreuzen die Missionare, von ihren verschiedenen Stationen ausgehend, das Land nach allen Richtungen und sind darum die Einzigen, welche unter andern auch die topographischen Verhältnisse der Gegend wirklich kennen lernen. Auf Grundlage ihrer zahlreichen und mannigfaltigen Itinerarien — astronomische Bestimmungen fehlen noch fast gänzlich — ist die Karte zu Stande gekommen, welche die Gesellschaft kürzlich im Maßstab 1 : 300,000 publiziert hat. Dieselbe übertrifft alle bisherigen englischen u. a., die meist schon unweit der Küste erhebliche Lücken und Fehler aufweisen, in jeder Hinsicht. Leider konnten verschiedene nicht unwesentliche Correkturen, welche sich mir trotzdem theils aus der neuesten Seekarte, theils aus zahlreichen eigenen Compasspeilungen als nothwendig ergeben hatten, wegen vorgerückten Drucks nicht mehr berücksichtigt werden. In der hier vorliegenden Reduktion von 1 : 800,000 habe ich sie vollständig angebracht, hauptsächlich aber — indem die genannte Missionskarte nur bis 6° 50′ N. reicht — ein wenigstens ebenso grosses Stück nördlich angefügt, das

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

auf 3 im Jahre 1884 von verschiedenen Missionaren und mir selbst ausgeführten grössern Reisen basiert und meistens thatsächlich Neues enthält. Bisher bildete nämlich eine in der Zeitschrift „L'Explorateur" 1876 niedergelegte „Carte approximative" die einzige den Volta betreffende Originalarbeit. Sie stammt von dem französischen Händler Bonnat, der Anfangs jenes Jahres zu Handelszwecken den Strom in einem Canoe 400 km. weit hinauffuhr, und dann, noch 37 km. nordwärts über Land ziehend, die Stadt Salaga als erster Europäer erreichte. Im übrigen lernte er, da er auch denselben Weg zurückkehrte, das Ufergebiet nur stellenweise und jeweilen auf kurze Entfernung kennen. Wir haben dagegen die Reise nach Salaga durchweg zu Lande und mit einem beträchtlichen Umweg ausgeführt und erst auf dem Heimwege die Wasserstrasse benützt. Die beiden andern Reisen wurden westlich und östlich von unsrer Route ausgeführt und zwar gleichfalls zum grössten Theil durch bisher unbekanntes Gebiet.

Das Gerippe der Karte bildet der Volta mit seinen Nebenflüssen; ihn wollen wir daher zunächst betrachten. Der erwähnte Name ist ihm von den Portugiesen beigelegt worden; in den verschiedenen Sprachgebieten, die er in seinem Laufe berührt, wird er Adere, Firaw, Amu und Schilao genannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er das bedeutendste fliessende Gewässer auf der gewaltigen Strecke zwischen Gambia und Nigir, immerhin nicht so gross wie ersterer und fast verschwindend klein gegenüber letzterem, riesenhaften Strom. Seine Mündung wurde jedoch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von manchem Geographen für die des Nigir gehalten. Seither sind die wirklichen Ausflüsse des letztern (etwa 9 an der Zahl) entdeckt und dadurch die Wege zu seinem Unterlauf eröffnet worden, aber

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

noch jetzt hegen z. B. Johnston[1]) wie Paulitschke[2]) „keinen Zweifel, dass einst der Volta den Eingang zur Erschliessung der obern Nigirländer bilden wird".

Wie bei fast allen westafrikanischen Flüssen liegt auch hier, quer durch die Mündung, jedoch den Wasserspiegel nur stellen- und zeitweise erreichend, eine Sandbarre, welche einfach die subaquatile Fortsetzung des sandigen Strandwalls bildet und wie dieser ihre Entstehung jener eigenthümlichen in überaus gleichförmiger und regelmässiger Entwicklung gegen die Küste schlagenden Brandung verdankt. Die Barre ist nach Lage und Ausdehnung immerhin beständigen kleinern Wechseln unterworfen und wird einmal im Jahre durch Hochwasser grossentheils durchbrochen und weggeschwemmt. Die Gefahr für die Schifffahrt liegt nicht in der Untiefe allein, sondern zugleich in der Gewalt der Brandung, doch sind schon mehrere kleine Dampfer glücklich passiert. Hinter der verhältnissmässig schmalen Mündung befindet sich ein inselreiches Becken von gegen 5 km. Breite. Weiterhin zeigt der ganze, ein flaches Alluvialgebiet in weitem Bogen durchströmende Unterlauf zwar manche Sandbänke, kann aber von Flussdampfern fast das ganze Jahr bis auf 70 km. befahren werden, wo sich die erste felsige Untiefe findet. Bis hieher ist der Wechsel der Gezeiten noch deutlich fühlbar; weiter oben wird das Gefäll etwas stärker. Wenn der Strom anschwillt, dringen die Dampfer noch 15 km. weiter vor bis nach Akuse, dem vorgeschobensten europäischen Handelsplatz (dem einzigen nicht am Meeresstrand befindlichen). Ganz kleine flache Schleppdampf-

---

[1]) Africa, 3rd edition, London 1884.

[2]) Handbuch zu Andree's Atlas, Leipzig 1882.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

boote circulieren jederzeit bis hieher; bei Niederwasser streifen allerdings selbst sie da und dort über Sandbänke.

Etwas oberhalb Akuse befindet sich die erste jener Stromschnellen, die ein so beträchtliches Hemmniss für einen geregelten Schiffsverkehr bieten und deren von hier bis zum obersten bekannten Punkt, also auf 300 km. Länge, nicht weniger als 15 konstatiert sind. Man darf sich darunter keine Fälle noch Katarakte vorstellen, denn die Differenz des obern und untern Niveaus beträgt meist nur wenige Fuss. Das Hinderniss besteht nicht in der Strömung, sondern ausschliesslich in der Untiefe, indem mächtige Felsbarren, oft zu mehreren hintereinander, sich quer durch den ganzen Strom legen. Recht bedeutende solcher Barren oder Schnellen sperren, etwas aufwärts von der ersten, bei Kpong und dann wieder bei Sankye den Weg; an beiden Stellen zeigt das Bett ansehnliche Erweiterungen mit zahlreichen Inseln. Wir sind nun bereits in's Gebirge eingetreten, und bald darauf, bei Akwam (105 km. von der Mündung) findet der eigentliche Durchbruch durch ein kaum 25 m. breites Felsenthor statt; an dieser Stelle ist das Wasser tief und ungefährlich. Noch 20 km. höher empfängt der Volta seinen untersten bedeutenderen Nebenfluss, dem dann eine ganze Reihe weiterer folgt. Ich will dieselben, wie auch die übrigen Stromschnellen, nicht einzeln aufzählen, sondern nur noch bemerken, dass ich auf der Thalfahrt vor Akroso (270 km. von der Mündung) an durch kontinuierliche Barometerbeobachtungen das Gefäll zu 0,13 m. pro km., resp. nach Ausschaltung des ganz flachen Unterlaufs zu 0,165 gefunden habe. 50 km. oberhalb jenes Punktes konnte ich die Spiegelhöhe noch einmal messen und fand einen Unterschied von 9 m.; befahren habe ich also diese Strecke nicht selber, aber Bonnat giebt hier einen der

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

bedeutendsten Schnellen an, und schätzt deren Fall auf 15—18 (an anderer Stelle gar auf 25) Fuss. Der höchste Punkt, wo ich den Strom berührt habe, liegt noch 40 km. weiter oben; ich konnte hier keine direkte Messung vornehmen, aber doch konstatieren, dass in diesem Abschnitt das Gefäll ein stärkeres ist.

Die Breite des Stroms beträgt im Unterlauf nur selten weniger als 1 km., häufig aber mehr. Auch im ganzen mittlern Verlauf wird jene Grösse öfters erreicht, den Durchschnitt schätze ich auf 700 m. Am höchsten je erreichten Punkt, bei Yegyi, fand Bonnat dieselbe Breite wie unten in der leichten Einschnürung bei Akuse, also ca. 600 m.

Das bisher entworfene Bild gilt nur für die Zeit des Niederwassers und erfährt im Verlauf jedes Jahres eine durchgreifende Aenderung. Das Wasser beginnt nämlich im Juli langsam zu steigen und erreicht binnen 4—6 Wochen seinen Hochstand, der bei Akuse durchschnittlich 35 (ausnahmsweise 40), weiter oben aber 45 und mehr Fuss erreicht. Jetzt ist nicht nur das tiefe Bett vollständig ausgefüllt, sondern auch, besonders weiter oben, das anstossende Flachland an manchen Stellen stundenweit überschwemmt. Die hier am Ufer stehenden Niederlassungen werden öfters weggerissen; sie tragen darum auch einen sehr primitiven und vergänglichen Charakter. Man findet kein eigentliches solides Dorf, diese liegen alle weiter rückwärts und haben nur ihre Hafenplätze am Strom. Alle Schnellen sind jetzt hinreichend mit Wasser bedeckt, dass auch grössere Flussdampfer passieren könnten, denn die Strömung muss für solche doch ohne Schwierigkeit zu überwinden sein, das Gefäll ist ja immer noch gering genug. Zu dieser Zeit vermöchte also eine Handels- oder Forschungsexpedition die Gegend von Salaga schnell zu erreichen,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

das Missliche ist aber, dass das Wasser schon im Oktober rasch wieder absinkt und bald keinen andern Verkehr mehr gestattet als den altgewohnten mit den kleinen flachen Einbaumkähnen der Eingeborenen.

Es muss auffallen, dass, während doch die Regenzeit an der Küste im April beginnt und im Mai schon recht intensiv ist, das Steigen des Stromes so spät, erst im Juli, und so langsam stattfindet. Der Grund liegt einerseits in der Wanderung der Regen, andrerseits in der grossen Ausdehnung und der Flachheit des ganzen Quell- und Stromgebiets. Da nämlich die Regen, der Wanderung der Sonne folgend, vom Süden her anrücken, so treffen sie zuerst die Küste und mit ihr den Unterlauf des Volta, welcher, besonders da er noch gar keine Zuflüsse von Bedeutung erhält, sich des Ueberschusses rasch entledigt. Nach 2—3 Wochen wird auch der mittlere Abschnitt und dessen Drainierungsgebiet berieselt, letzteres hält aber, weil überaus trocken und flach, sehr viel Wasser zurück, und erst noch später, wenn auch der oberste Bezirk, das eigentliche Quellensystem, vom Regen getroffen wird, gelangt nun der Ueberfluss in den Strom, hat aber noch einen weiten und nur langsam abfallenden Weg zurückzulegen, bis er endlich an der Mündung erscheint. Diese Erklärung scheint mir völlig ausreichend und wir brauchen nicht — wie man auch schon hat thun wollen — einen weiter oben irgendwo eingeschalteten See anzunehmen. Zwar spricht M'Queen [1]) von einem solchen, namens Buro, der SW. von Salaga, 3 Stunden vom Strom entfernt, mit diesem während der Regenzeit kommuniziere; offenbar sind hiemit nur die Sümpfe gemeint, welche Bonnat in dieser Gegend

[1]) Geographical Survey of Africa.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

konstatiert hat. Ebenso wird es sich wohl mit dem von den Eingeborenen auf dem andern Ufer angegebenen See Kyirikora verhalten.

Der Nigir, soweit er sich mit dem Volta vergleichen lässt, also in seinem untersten, mit zahlreichen Zuflüssen versehenen Abschnitt, besitzt ja nachgewiesenermassen keinen See und zeigt doch auch genau dieselben Verhältnisse bezüglich Eintritt, Stand und Verlauf des Hochwassers. (Der Oberlauf hat damit natürlich nichts zu schaffen und besitzt ein Hochwasser für sich, das aber in dem kolossalen Bogen, der auf eine weite Strecke hin die Südgrenze der Sahara bildet, immer mehr abnimmt und die Mündung gar nie erreicht.) Das Gefäll des Stromes ist von Timbuktu an ebenfalls sehr gering; Lenz fand nämlich diese Stadt nur 243 m. hoch, was auf die mindestens 2000 km. bis zum Delta vertheilt, 0,12 m. per km. ergibt. Bei einem andern grossen Strom Westafrika's, dem Senegal, beträgt das Gefäll von Bakel (769 km.) an gar nur 0,088. Trotzdem steigt das Wasser an der Mündung, bei St. Louis, sowohl früher (nämlich schon 1 Monat, nachdem sich hier die Regen eingestellt haben), als auch rascher, während das Absinken langsamer vor sich geht als bei Volta und Nigir; bei diesen beiden werden eben die höhern Abschnitte, weil nördlich von der Mündung gelegen, von dem Regen zuerst erreicht, beim Senegal aber, weil südlich, zuletzt.

Die Oberfläche des Landes ist im Ganzen einfach gestaltet. Fährt man von Westen her der Küste von Oberguinea entlang, so sieht man meistens dicht hinter dem schräg ansteigenden sandigen Strandwall, an dem die langgestreckten regelmässigen Wellenzüge der Brandung unablässig hinaufstürmen und wieder zurückgleiten, verschieden hohe, meist sanft gerundete, dicht bewaldete

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Hügel und zum Theil Berge sich erheben, die keine Einsicht landeinwärts gestatten. Auf weite Strecken hin ist und bleibt der Anblick ein ungemein gleichförmiger und eintöniger. Auch die Goldküste zeigt noch diese Beschaffenheit, nicht nur im ganzen westlichen, sondern auch weit bis in den (auf unsrer Karte allein dargestellten) östlichen Distrikt hinein, bis dann plötzlich eine völlige Veränderung der Scene stattfindet. Die Berge treten nämlich mit einem Male vom Strand zurück und ziehen in geschlossener Kette, und bald sich höher erhebend als die meisten bisher gesehenen, fast direkt nach Norden. Die Küste wird jetzt niedrig; zwar erhebt sich über dem Strandwall noch eine stellenweise 30—40′ hohe schroffe Wand; das ist aber nur der Steilabfall des Küstenplateaus, welches vom Schiff aus gesehen völlig eben scheint. Erst wenn man es durchwandert, gewahrt man, dass es doch sanft gewellt ist und erst bei der Annäherung an den Volta, wo auch jener Absturz fehlt, absolut flach wird. Weiter hinten ragen aus der Ebene einige isolirte Vorberge in ansehnlicher Höhe empor, so der Noyo (Ningo-Pik) gegen 450, der Krobo-Berg und der Schai ca. 300 m. Das Gebirge selbst hat eine durchschnittliche Höhe von 450 m.; jenseits desselben kommen andere Züge, und zwar anfänglich parallele, später in andrer Richtung verlaufende, welche gegen die See niedriger, nach Norden höher werden und dort in Okwawu die bedeutendsten bekannten Erhebungen (670 m. sind gemessen) aufweisen. Dann aber fällt das Gebirge — statt, wie man nach Analogie und Dogma anzunehmen geneigt ist, in ein „centrales Hochplateau“ überzugehen — auf der ganzen Linie jählings ab zu einer grossen Binnenebene, welche ununterbrochen nicht nur bis zum Volta, sondern noch weit über ihn hinaus reicht und deren westliche wie nördliche Grenze noch

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

völlig unbekannt ist; die östliche wird dargestellt durch die direkte Fortsetzung der zuerst betrachteten Haupt-Bergkette, vom Durchbruch des Stromes an nordwärts; sie ist anfangs ziemlich niedrig, später bedeutend höher und zugleich breiter, und noch weiter im Land (nach Aussage des dort gewesenen eingeborenen Missionars) von solcher Höhe, dass die genannten 670 m. messenden Gipfel Okwawus gar nicht dagegen in Betracht kommen. Das Gebirge soll sich dann noch weit nach NE erstrecken und dort am gewaltigsten sein. Jenseits aber gibt es nach Aussage der Eingebornen keine Berge mehr bis in's Haussaland.

Die Ebene steigt beidseits des Volta offenbar nur wenig an. Salaga, ihr entferntester und höchster von uns erreichter Punkt, 35 km. binnenwärts vom Strom abgelegen, hat erst 165 m. Seehöhe[1]), und soweit wir dort nordwärts blickten, konnten wir keine weitere Erhebung, keine Spur von Bergen wahrnehmen. Solche fehlen, wie man uns versicherte, auch noch in Yendi oder Yane, 7 Tagereisen NE, gänzlich, dagegen sollen nur 4 und 5 Tagereisen NW die beiden Voltaquellen von einem Gebirge entspringen. Dieses könnte nun ein Theil — und dann wahrscheinlich der letzte Ausläufer — des Konggebirges sein, welches man sich von seinem gewaltigen, etwa 350 km. hinter Sierra Leone sich erhebenden Massiv an, durch ganz Oberguinea, aber in beträchtlicher Entfernung von der Küste, hinziehend denkt. Diese Annahme wird unterstützt durch den Umstand, dass in jener Gegend zweifellos eine grosse Stadt, Namens Kong, existirt, und zwar 20—24 Tage NW

---

[1]) Auf der Karte ist diese Höhe vom Zeichner irrthümlicherweise als relative, d. h. durch einen deutlichen Hügel, bezeichnet worden.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

von der Asantehauptstadt Kumase und nach Barth's Erkundigungen 26 Tage westlich von Salaga; letztere Entfernung ist offenbar etwas zu gross, resp. die Tagemärsche bleiben unter dem Durchschnitt, während die 9 Tage, die uns ein dort gewesener Schwarzer für diese Strecke angab, diesen Durchschnitt gar bedeutend überschreiten. Nun hat das Wort Kong in derjenigen Negersprache, welche auf der Goldküste und bis nahe an Salaga die herrschende ist, keine hier verwendbare Bedeutung, wohl aber ist es in derjenigen der Mandingo am obern Senegal und Nigir schon von Mungo Park mehrfach in der Bedeutung „Kopf" resp. „Berg" konstatirt worden. Es wird also dadurch bestätigt, dass — wofür auch noch andere Gründe sprechen — das Volk der Mandingo sich von jenem Hochland östlich bis zu den Voltaquellen (und vielleicht noch eine Strecke weiter) hinzieht, und dass, wenn dies der Fall, dann hier Berge existiren. Dieselben scheinen von beträchtlicher Höhe zu sein, will doch Robertson[1]) sogar erfahren haben, dass sich schneebedeckte Gipfel darunter befänden. Genaueres wissen wir nicht, denn dieser Landstrich ist noch gänzlich unerforscht. Das ausgedehnte Gebiet nördlich von Salaga resp. Yendi bis an den gewaltigen Bogen des Nigir hin ist erst einmal, und an einer beschränkten Stelle, von einem Europäer betreten worden, nämlich von Heinrich Barth auf seiner Landreise zwischen Say und Seraijaino am nördlichsten Knie des Stroms. Auf seinen hiebei eingezogenen Erkundigungen beruht fast ausnahmslos Alles, was südlich von seiner Route auf den Karten figurirt, und ohne seine Aufzeichnungen hätten wir hier einen völlig weissen Fleck, einen der grössten, welche Afrika heute noch aufweist; der-

[1]) Nach M'Queen.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

selbe wird auch durch den Marquis de Buonfanti, der von Timbuktu aus unlängst an die Guineaküste gelangt sein soll, nicht zum Verschwinden gebracht werden. Ein weites Feld harrt hier noch der Erforschung; dass dasselbe nicht schon früher, und zwar von der nächstliegenden Seite, der Küste Oberguineas her, in Angriff genommen wurde, daran war wohl weniger die Furcht vor dem Klima Schuld — sonst gäbe es ja überhaupt keine westafrikanischen Expeditionen — sondern die Furcht vor den Eingeborenen, von denen speziell die Hintersassen der Goldküste, die Asante,[1]) nicht ohne Grund als überaus gewaltthätig galten. Seit ihr Reich aber durch den englischen Feldzug von 1874 zertrümmert ist, betrachten die einst unterjochten, jetzt selbstständigen Provinzen den Europäer als ihren Retter und Freund. Wir fanden auf unserer ganzen Reise, die hin und zurück 6 Wochen in Anspruch nahm, in dieser Beziehung keinerlei Schwierigkeit; nicht nur bei den heidnischen Stämmen allerorten, sondern auch bei der bereits mohamedanischen Bevölkerung von Salaga wurde uns die beste Aufnahme zu Theil und wir hätten ungestört weiter vordringen können, wenn diess unsere Absicht und Aufgabe gewesen wäre. Eine eigentliche Forschungsexpedition wird unter den oben erörterten Umständen den Volta mit Vortheil als Strasse benutzen können, jedoch schwerlich weiter als 400 km. hinauf.

Beschränken wir uns nach diesem weitern Ausblick wieder auf das Gebiet, das unsere Karte darstellt, so finden wir bezüglich des geologischen Charakters folgende Anhaltspunkte:

Die oberflächliche Schicht des niedern Vorlandes besteht in den tiefstgelegenen Theilen, also vor allem in

[1]) Bekannter unter dem Namen Aschanti.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

den breiten, flachen Thälern der grössern und kleinern Bäche, aus Lehm, Sand und Geröll, an den übrigen Stellen aber vorwiegend aus Laterit, einem aus thonigen und sandigen Bestandtheilen zusammengesetzten Gestein von meist zelligem Gefüge, weicher, bröckliger Consistenz und unrein gelber Farbe. Es schliesst zahlreiche kleine Quarzgerölle, von grössern Steinen aber nur löcherige Brauneisensteinklumpen und -blöcke ein, so dass sich auf weitem Umkreis kein ordentlicher Baustein findet. Unter dieser gelben Varietät sieht man am Steilabfall des Strandes da und dort die kompaktere, härtere, rothe, aus welcher jene vielleicht überall in situ durch Witterungseinflüsse entstanden ist. Der rothe Laterit ruht seinerseits — meist nur wenig über dem Niveau des Meers, und an vielen Orten, wenigstens zur Zeit der Fluth, überhaupt nicht sichtbar — auf anscheinend horizontal gelagertem Brauneisenstein oder steinartigen Thonen. Sandstein dagegen gibt es meines Wissens nur bei Akra. (Die vorgelagerten Felsen bei Cape Coast u. s. w. sollen Granit sein.) Im Laterit findet man keine Petrefakte; er ist offenbar ein Verwitterungsprodukt, aber schwerlich ein an Ort und Stelle entstandenes, sondern vom nahen Gebirge heruntergeschwemmt. Die ganze jetzige Küstenebene ist wohl von sehr jugendlichem Alter; ohne Zweifel hat der Volta an ihrer Bildung einen bedeutenden Antheil genommen. Die genannten Vorberge zeigen, wenigstens äusserlich gesehen, durchaus denselben Charakter wie das Hauptgebirge, mit Ausnahme des Ningo-Piks, der, weil flachkupplig, anscheinend glatt und baumlos, einen gänzlich verschiedenen Eindruck hervorruft; leider konnte ich diesen Berg nicht mehr besuchen. Das Gebirge besteht ganz vorwiegend aus Quarzit von ziemlich verschiedener Härte und sehr wechselnder Farbe (hellgrau bis roth).

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Die Struktur ist vielfach eine exquisit schiefrige. Quarzsandstein und Glimmerschiefer kommen ebenfalls häufig vor. Auch jenseits des Volta fand ich das Gebirge bis zum nördlichsten von mir betretenen Punkt von gleicher Beschaffenheit. Die Inlandebene lässt an den Flussbetten und auf einzelnen welligen Erhebungen schiefrige Thone, ausserdem aber — besonders am Voltaufer bei Krakye zu mächtigen Felsen entwickelt — ein grobkörniges Conglomerat mit erbsengrossen Kieseln erkennen. Auch jener Brauneisenstein ist überall verbreitet, und in Santrokofi befinden sich grosse Eisenschmelzereien (während näher der Küste nur noch das von Europa importirte Metall verarbeitet wird). Gold ist an der Küste, besonders auch in den Flussbetten, fast überall spurweise vorhanden; die Arbeit lohnt sich aber nur im Binnenland, so in Akem, wo in den lehmigen Boden, der sich hier in den Thälern findet, einfach Gruben gegraben werden von etwa 15' Tiefe und so eng, dass der betreffende einzige Mann gerade darin stehen und nothdürftig arbeiten kann; die ausgehobene Erde wird am nächsten Wasser geschlämmt und so das Gold, meistens in Gestalt von Staub und kleinsten Körnchen, gewonnen. Die Asante sollen auch eigentliche Stollen in hartes Gestein treiben und meistens auf diese Weise die grössern Stücke erhalten, denen gewöhnlich noch Quarzreste anhaften. Klümpchen von Erbsengrösse und darüber werden nicht, wie der Staub, als Geld gebraucht, sondern auf Fäden gezogen und von den Frauen als Schmuck getragen. Stücke von 1000 Fr. Werth, wie Cruikshank[1]) sah, oder gar von 4 ℔ (Dupuis[2]) müssen als Seltenheiten gelten, und ferner steht fest,

[1]) Achtzehn Jahre auf der Goldküste. Leipzig 1856.

[2]) Journal of a residence in Ashanti. London 1824.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

dass die Goldausfuhr in frühern Zeiten wenigstens vorübergehend ganz bedeutend höhere Werthe erreicht hat als heutzutage. Aber gerade in den letzten Jahren hat sich, gestützt auf Expertisen, welche den Boden als überaus goldreich erklärten und den Ausfall einzig der primitiven Gräberei der Schwarzen zuschrieben, eine ganze Reihe europäischer Gesellschaften im westlichen Distrikt der Colonie, besonders in der angeblich besonders günstigen Landschaft Wasa etablirt, um die Ausbeutung regelrecht zu betreiben. Die meisten haben jedoch, theils wegen der grossen Sterblichkeit unter den weissen Angestellten, theils wegen der Schwierigkeiten und Kosten, welche der Transport und die Unterhaltung der Maschinen erfordern, schlechte Geschäfte gemacht und sind bald wieder eingegangen.

Die vielerorts lehmige Beschaffenheit der Küstenebene bringt es mit sich, dass ihre Oberfläche schon durch die ersten Güsse der Regenzeit erweicht und nahezu undurchdringlich gemacht wird, so dass alles fernerhin fallende Wasser stehen bleibt und zahlreiche Sümpfe sich bilden. Dieser Wasserüberfluss, so lästig er dem Reisenden werden kann, ist doch nur ein scheinbarer, resp. ein temporärer, denn es fällt durchschnittlich weniger Regen als bei uns, und durch 3—4 Monate des Jahres herrscht bedenkliche Trockenheit; da verschwinden nicht nur die Sümpfe bis auf einzelne kleine Tümpel, sondern auch die von den Bergen herunterrieselnden Bäche und Flüsschen versiegen bei ihrem Eintritt in das kahle, dürre Flachland, und ihre Betten sind nur an den Säumen von Buschwerk zu erkennen, von welchen die Ufer begleitet werden. Sonst ragen aus dem fuss- bis mannshohen Gras, welches die charakteristische Vegetation der Ebene darstellt, nur da und dort verstreute oder in kleinen Gruppen stehende Ge-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sträucher und einzelne Bäume (Euphorbien, Fächerpalmen, Affenbrotbäume) empor, und zwar je näher dem Strand, um so seltener; in den Seestädten sind Bau- und Küchenholz theure Artikel, und vom Schiff aus vermag das Auge ausser spärlichen, von Menschenhand gepflanzten Tamarinden, Ficus und Cocospalmen kaum einen Baum zu entdecken. Erst gegen den Fuss des Gebirges hin wird die Vegetation reicher und kräftiger: die Oelpalme, der Schatz und Segen des Landes, tritt auf und bildet zuletzt in der nördlichen Ecke, im Koboland, wo sie sorgfältig gepflanzt und gepflegt wird, förmliche Haine, welche sich allmälig immer weiter in die Grasebene vorschieben; wie ausgedehnt aber das Bereich der letztern trotzdem noch ist, kann man vom Gebirge aus zur Zeit der jährlichen Grasbrände am besten sehen, denn von diesem erhöhten Standpunkt betrachtet, scheint da das ganze Vorland in Flammen zu lodern.

Wie ganz anders in den Bergen! Da ist das Gras so rar, dass der zum Dachdecken nöthige Bedarf entweder von drunten heraufgeschleppt oder in besondern Plantagen grossgezogen werden muss! Denn hier ist das Reich des Urwalds, und wo derselbe Lichtungen aufweist, rühren solche von den Menschen her, welche ihm den Raum für ihre Pflanzungen abringen müssen. Diese üppige Vegetation wird in erster Linie begünstigt durch die im Vergleich mit drunten ausgiebigern und länger dauernden Regen, aber selbst in der Trockenzeit hält das Erdreich, durch sein dichtes Pflanzenkleid vor Sonne und Wind geschützt, noch genügende Feuchtigkeit zurück, wenn auch von wirklicher Nässe nichts mehr wahrzunehmen ist. Eigentliche Sümpfe können ja auf den Höhen überhaupt nicht entstehen, bilden sich aber in den verschiedenen muldenförmigen Thälern, besonders

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

der Landschaft Akem, desto umfangreicher; immerhin werden auch diese zur Zeit des Harmattan, eines trockenen NE-Windes, nahezu aufgetrocknet. In solchen zeitweise sumpfigen und zugleich gänzlich unbewohnten Mulden ist der Urwald am allerdichtesten, am Nordabfall des Gebirges aber beginnt er sich zu lichten und verschwindet an dessen Fusse gänzlich. Die grosse Binnenebene zeigt dann wieder einen ganz ähnlichen Charakter wie diejenige an der Küste; sie ist je nach der Jahreszeit wasserreich oder sehr trocken; in ihrer Vegetation dominieren die Gräser absolut, unter den dazwischen aufragenden Bäumen spielt hier die grösste Rolle der Schibutterbaum, Butyrospermum Parkii. Waldbestände finden sich nur noch als „Galeriewälder" längs der Volta und seinen grössern Nebenflüssen; an den kleinern kommt bloss Buschwerk zur Entwicklung. Jenseits des Volta erscheint auch das Gebirge, je weiter es sich von der Küste entfernt, um so weniger dicht bewaldet; im nördlichsten Abschnitt soll selbst auf ihm der Graswuchs den Baumwuchs überwiegen.

Für die meteorologischen Verhältnisse verweise ich auf die Arbeit von Herrn Dr. Riggenbach in diesem Band der Verhandlungen. Man wird daraus und aus dem bisher von mir Mitgetheilten leicht ersehen, dass das Klima — im umfassendsten Sinn genommen — weder in einem einzelnen Faktor noch in seiner Totalität ein solches ist, dass es Gesundheit und Existenz des Menschen, er sei nun schwarz oder weiss, eo ipso gefährden muss. Der neu ankommende Europäer hat zwar zweifellos eine Akklimatisation durchzumachen, aber er brauchte deswegen noch keineswegs wirklich krank zu werden. Ich habe an mir selbst erfahren, dass man sich auch in dieser ersten Periode körperlich ebenso wohl befinden kann wie zu Hause. Und dies

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sollte später, wenn einmal das Akklimatement erreicht ist, in noch höherm Maasse der Fall sein; erst nach Verfluss von manchen Jahren dürfte ein gewisser Zustand von Blutarmuth einen Erholungsaufenthalt in der Heimat nothwendig oder doch wünschenswerth erscheinen lassen — Alles gerade wie in so manchen ähnlichen Tropengegenden. Wenn es also in Afrika, wie bekannt, ganz anders geht, so ist eben nicht das Klima selbst, sondern ein, allerdings von ihm begünstigtes, spezifisches Agens die Ursache der „Klimafieber"; dieser Name ist demnach im Grunde ebenso unberechtigt oder mindestens einseitig, wie jener andere: „Sumpffieber", denn einerseits gibt es nicht an allen tropischen Sümpfen Fieber, andrerseits bedarf letzteres zu seiner Entstehung durchaus nicht nothwendig eines Sumpfes. Im Gegentheil lehrt leider die Erfahrung, dass auf dem grössten Theil der westafrikanischen Küste das Fieber so ziemlich überall, wenn auch mit örtlichem und zeitlichem Wechsel der Intensität, vorkommen kann. Wir sehen uns also zu der Annahme genöthigt, dass die Krankheitskeime dort überall, und zwar im Erdboden, gedeihen, aus demselben in die Luft und mit dieser in den menschlichen Körper gelangen. Es handelt sich demnach um eine Infektionskrankheit, welche aber — im Gegensatz zu den übrigen — für gewöhnlich ausschliesslich und direkt vom Boden ausgeht und wahrscheinlich nicht durch kranke Menschen verschleppt wird, jedenfalls nicht von Mensch zu Mensch ansteckend ist. Freilich wollen wir gleich gestehen, dass wir das eigentliche krankmachende Agens bis zur Stunde noch nicht mit Sicherheit kennen; es wird, analog demjenigen anderer Infektionskrankheiten, als Mikroorganismus vermuthet und, besonders von italienischen Forschern, seit Kurzem mit grossem Eifer

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

gesucht. Schon die nächste Zeit kann uns darüber ähnliche Aufklärungen bringen, wie wir sie Koch über die Cholera verdanken. Freilich werden diese Pilze, auch wenn sie morphologisch und biologisch einmal auf's genaueste bekannt sind, bei ihrer ungeheuern Verbreitung in Afrika schwerlich vernichtet, also die Fieber kaum je mit der Wurzel ausgerottet werden können, viel eher lässt sich dagegen denken, dass der Mensch selbst — ähnlich wie durch Impfung gegen die Pocken — zwar nicht gegen den Eintritt der Keime in seine Lungen, wohl aber gegen ihre Einnistung und Vermehrung im Körper sich zu schützen vermöge. Bis ein solches Mittel gefunden und erprobt ist — der Arsenik hat einige Aussicht dazu! — wird schwerlich eine Aenderung des sogenannten Klimas (denn vom wirklichen erwartet es überhaupt Niemand) eintreten, d. h. die Gesundheitsverhältnisse werden sich nicht bessern. Es ist also zum mindesten ein bedenklicher Optimismus, wenn man mancherorts schon jetzt an die Ansiedlung von Europäern behufs eigenhändig zu betreibenden Ackerbaus auch nur denkt. Vor solchen Utopien kann nicht dringend genug gewarnt werden, und zwar nicht nur für fast ganz West-, sondern auch für das im Ganzen weniger gefährliche Ost-Afrika, wie die vortreffliche Schrift von Dr. Fischer in Sansibar „Mehr Licht im dunkeln Welttheil“ [1]) auf's Ueberzeugendste nachweist.

Auf diese Krankheiten, deren Erkenntniss und Behandlung auch meine Hauptaufgabe bildete, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Auch die Besprechung von Flora und Fauna gehört nicht in diesen Zusammenhang. Ich will nur noch über die Bevölkerung dasjenige

[1]) Hamburg 1885.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

mittheilen, was mir zum Verständniss der ethnologischen und politisch-geographischen Verhältnisse wünschenswerth scheint.

Wenn wir nun vor allem konstatiren, dass die Bewohner der Goldküste und ihres Binnenlandes Neger sind, so müssen wir bei dem jetzigen Zustand der Dinge zuerst erklären, was darunter zu verstehen sei. Jener Begriff, unter welchen man ursprünglich die ganze dunkle Bevölkerung von Afrika subsumirte, hat nämlich im Laufe der Zeit eine bedeutende Veränderung bezw. Einschränkung erfahren. Die Völker, welche den Norden und Nordosten des Continents bewohnten, also die Semiten arabischer und abessinischer Abzweigung, die Hamiten egyptischer, berberischer und äthiopischer Linie, hatten ja als Eingewanderte überhaupt nicht dazu gehört, aber auch die Autochthonen, über 150 Millionen an Zahl, zeigten bei näherer Untersuchung Verschiedenheiten, welche eine weitere Classification nach sich zogen. Südlich von der Sahara lernte man die schlichthaarigen, hellfarbigen Fulbe kennen, und im südwestlichen Zipfel des Continents die durch ihre ganze Erscheinung wohl charakterisirten Buschmänner und Hottentotten, welche erstere ausserdem, wie jetzt immer klarer wird, sporadisch sich durch die ganze Breite des Continents noch viel weiter nördlich, im Osten sogar noch über den Aequator hinaus ausdehnen und als jetzt versprengte, anscheinend dem Untergang geweihte Urbevölkerung dieses ganzen grossen Gebiets zu betrachten sind. Aber nun, nach Abzug dieser immerhin kleinen, anthropologisch differenzirten Gruppen, blieb immer noch ein ungeheurer centraler Rest, dessen Gliederung nach anatomischem Prinzip nicht gelingen wollte. Denn in keinem geographischen Bezirk fand man an den Bewohnern eine hinreichende Gleichartigkeit soma-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

tischer Merkmale, um dieselben als besondere Rasse ansprechen zu können, sondern diese Merkmale schwankten innerhalb ziemlich weiter und überall ziemlich gleicher Grenzen. Bezüglich eines der wichtigsten, nämlich der Schädelmaasse, wurde zwar erstens konstatirt, dass neben den Langköpfen, welche allerdings die weitaus häufigsten sind, doch auch mittlere und selbst kurze vorkommen, und zweitens wahrscheinlich gemacht, dass das Mischungsverhältniss derselben in verschiedenen Gegenden ein etwas verschiedenes sei. Wir können also vom streng kraniologischen Standpunkt aus behaupten, dass ursprünglich 3 Rassen existirt haben und dass dieselben sogar jetzt noch, obwohl mechanisch mit einander vermengt, kenntlich sind. Aber selbst mit dieser weitgehenden und gewagten Annahme ist für die Erkenntniss der ethnologischen Verhältnisse nicht das geringste gewonnen. Wir haben es praktisch nicht mit Rassen, sondern mit Völkern zu thun, und für diese ist — wo und weil Rassenunterschiede wenigstens geographisch nicht zum Ausdruck kommen — das linguistische Eintheilungsprinzip zweifellos noch das sicherste und beste. Es wurde denn auch im vorliegenden Fall angewandt. Man fand, dass von der Nordgrenze der Hottentotten bis zum Aequator, ja an der Westküste bis nahe an Kamerun, durch den ganzen Erdtheil im Grunde eine und dieselbe Sprachfamilie herrsche. Man fasste also diese Bevölkerung unter der Bezeichnung Bantu als Ganzes zusammen, obschon wenigstens diejenige von Unterguinea körperlich der (gleich zu besprechenden) von Oberguinea näher steht als ihren Sprachverwandten an der Südostküste, den Kaffern.

Da wo das Bantugebiet im Norden aufhört, beginnt das der eigentlichen Neger, oder der Neger schlechthin. Dieses zieht sich südlich und östlich vom Senegal als

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

breiter Gürtel durch ganz Oberguinea (bis an die Küste), über den Nigir und den Tschad-See bis zum Oberlauf des Nil; es füllt also den ganzen Sudan und ausserdem die Küstenbezirke vom Senegal bis Kamerun. Stellenweise sind den Negern allerdings Fulbe beigemischt, dafür reichen aber erstere mit ihrem Stamm Tibbu noch bis weit in die Sahara hinein. So merkwürdig nun die Einheit der Sprache bei den Bantu, so staunenswerth ist die Mannigfaltigkeit derselben bei den Negern. Nicht zu reden von den linguistisch noch unerforschten Territorien, sind bis jetzt etwa 200 total, d. h. nicht nur im Wortschatz, sondern vielfach auch im Bau verschiedene Sprachen mehr oder weniger bekannt. Durch die Annahme, dass sich hier die ursprüngliche Bantu- „oder sonst vorhanden gewesene" Sprachen durch Einwirkung von Norden und Osten her, durch Kriege, Wanderungen, Sklavenhandel, in dieser Weise differenzirt haben sollen,[1]) wird die Thatsache vielleicht theilweise erklärt, aber darum keineswegs vereinfacht. Es ist ja denkbar, dass sich bei fortschreitender Erkenntniss — die vergleichende afrikanische Sprachforschung ist eine noch junge Wissenschaft — noch manche Uebergänge, Beziehungen und Aehnlichkeiten ergeben; zur Zeit behilft man sich nothdürftig mit der Bildung von Gruppen, wobei es nicht ohne Willkür und Zwang und ohne grosse Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten abgeht. Allein auf unserm, verhältnissmässig so kleinen Gebiet finden wir, abgesehen von mehreren Dialekten, 3 wesentlich verschiedene Sprachen.

Das Guang, die anscheinend älteste Sprache (also wohl auch Bevölkerung) findet sich noch heute

---

[1]) Lepsius, Nubische Grammatik, Berlin 1880.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

inselförmig an einzelnen wohlbekannten Plätzen der Küste und des Akuapemgebirges; es weicht aber vor unsern Augen immer mehr den neuern, von denen es eingeschlossen wird, also bald dem Gâ, bald dem Tschi. Am linken Voltaufer, im Anumgebiet, hält sich die Ursprache kräftiger. Nördlich davon wird sie durch einen von Osten her bis an den Volta dringenden Keil des Ewhegebiets unterbrochen, setzt sich aber jenseits, und bald auch am rechten Stromufer, wieder fort und wird hier im gewöhnlichen Umgang ausschliesslich gebraucht, während daneben, in Folge der einstigen Asanteherrschaft, das Tschi noch vielfach verstanden und als Handelssprache benutzt wird. Auch in Salaga selber spricht man eine Art Guang, das aber durch Einfluss von Norden her etwas modifizirt erscheint. Das ist Alles, was wir über diese Sprache — von welcher sich auch im SW der Goldküste noch grössere Reste zu finden scheinen — wirklich wissen. Ueber ihren Ursprung vermögen wir nichts auszusagen. Sicher aber ist, dass diese Bevölkerung nach langer und friedlicher Anwesenheit auf der Küste vor dem eine ganz andere Sprache (in den beiden Dialekten Gâ und Adangme) redenden Volke zurückwich, das über den Volta herkam, augenscheinlich als vorgeschobener Posten eines grössern, weiter östlich ansässigen Volkskomplexes; denn diese Leute führen noch heutzutage, wie diejenigen im Osten, die Beschneidung aus; sie selbst behaupten, im Hinterland von Dahome noch nächste Stammverwandte zu besitzen, und die Ueberlieferung sagt, dass sie nach ihrer Einwanderung noch geraume Zeit zum grossen Reich des Königs von Benin gehört haben und durch Statthalter mild regiert worden seien. Es soll damals eine überaus glückliche Zeit gewesen sein, die aber dann durch die Ankunft der Europäer im Land und

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

den bald darauf beginnenden Sklavenhandel ein betrübendes Ende fand.

Das dritte, anscheinend jüngste, heutzutage bei weitem ausgedehnteste und zahlreichste Volk der Goldküste, nämlich das Tschi redende, scheint sich, soweit unsere Erkenntniss reicht, im jetzigen Asantegebiet zu seiner vollen Bedeutung entwickelt zu haben. Von dort zogen zuerst die Fante-Stämme nach Süden und besetzten das Küstenland. Am untern Densu-Fluss tauchten die Akwamer auf und breiteten ihre Herrschaft an der Küste nach Osten aus, die Hauptstadt Gross-Akra zerstörend nnd die Bewohner theilweise vertreibend, 1680. Aber hinter ihnen, im Bergland, setzten sich die Akemer fest; und von diesen, obschon Stammesbrüdern, wurden sie ihrerseits, unter thätiger Mithilfe der übrig gebliebenen Akraer oder Gâer, zurückgedrängt und zwar vorerst an den Mittellauf des Densu, in die Nähe des Akempiks. Als sie aber auch hier ihre Gewaltthätigkeit und Anmassung beibehielten, jagte sie um 1734 das vereinigte Heer der Akemer und Akuapemer (letztere vorwiegend ein Guang-Stamm und den südöstlichen Theil des Gebirges bewohnend) über den Volta, wo sie, etwas oberhalb von dessen Knie zur Stunde noch sitzen.

Schon vorher aber, um 1700, war im Kernpunkt der Tschistämme die Kriegsmacht der Asanteer entstanden, welche sich dann im 18. Jahrhundert, einen grossen Theil des noch heute unbekannten Binnenlandes und, nach Süden zu, die Gaue Dankira, Akem, ja bis 1817 sämmtliche Küstenstämme unterwarfen. 1824 besiegten sie die letztern, die sich wieder erhoben hatten und von englischen Offizieren angeführt waren. Zwei Jahre später jedoch unterlagen sie denselben und wurden aus dem Protektoratsgebiet zurückgedrängt. Eine Zeit lang schienen sie sich mit der Ausdehnung ihrer Macht im Innern

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

zu begnügen, 1869 aber unternahmen sie im grossen Stil einen Eroberungszug nach Osten, über den Volta, und 1873 — als sie sich durch Uebergang der bisher holländischen und ihnen freundlichen Küstenforts an England völlig von der See abgeschlossen sahen — zogen sie direkt und in bedrohlichster Weise gegen das englische Schutzgebiet, wurden aber von General Wolseley auf seinem überaus glücklichen berühmten Zug nach Kumase auf das Haupt geschlagen und schwer gedemüthigt. Daraufhin fielen alle tributären Provinzen des ausgedehnten Reiches ab und das — gar nicht grosse - eigentliche Asante verfiel in Thronstreitigkeiten und Bruderkriege, die noch heute kein Ende erreicht haben.

Bei keinem dieser Völker finden wir auch nur den ersten Dämmerschein eines Zeichensystems, die leiseste Spur einer Schrift für ihre Sprachen. Diese sind lediglich auf mündliche Verbreitung und Fortpflanzung angewiesen. Wer aber glauben wollte, sie seien ärmlich im Wortschatz, primitiv im Aufbau, ungeschliffen in der Phonologie, der irrt, besonders was das Tschi betrifft, ganz gewaltig. Dem Feuereifer und dem unermüdlichen Fleiss der Missionare, und zwar der von Basel ausgesandten deutschen und schweizerischen, war es vorbehalten, das vorher über diesem Gebiete herrschende Dunkel völlig aufzuhellen und die Sprachen nicht nur kennen zu lernen, sondern auch durch eine Schrift festzuhalten und eine eigene Literatur zu begründen. Da sich die ersten Sendboten im Gâgebiet niederliessen (1829), so nahmen sie natürlich diesen Dialekt in Angriff, dessen Ausdehnung sie wohl anfänglich für grösser hielten. Später ergab sich, dass er sich nur über ca. 40,000 Seelen erstrecke, dafür aber auch von den ca. 80,000 Adangme-Leuten, dem östlichen älteren Zweig, grossentheils verstanden werde; man behielt ihn daher

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

mit vollem Rechte bei und erhob ihn für die Küstenebene zur Schriftsprache, in welcher Bibel, Schulbücher u. s. w. gedruckt vorliegen.

Auch im Tschi-Gebiet hat sich der Dialekt desjenigen Stammes, unter dem sich die Mission zuerst niederliess, nämlich der Akuapemer, jetzt als der geeignetste erwiesen, um von allen andern — und es sind ihrer nicht wenige — verstanden zu werden, so dass auch hier die Schriftsprache gegeben ist. Für die Reichhaltigkeit derselben möge der Umstand sprechen, dass die ausgezeichnete Grammatik XXIV + 203, das geradezu splendide Wörterbuch aber XXVIII + 671 Quartseiten enthält. Abgesehen von 25 ältern, theils ausser Gebrauch gekommenen, theils durch neue Auflagen ersetzten Büchern, sind jetzt deren 25 mit zusammen etwa 6000 Druckseiten im Gebrauch, worunter neben der ganzen Bibel, dem Catechismus, Gesangbuch und Traktaten auch Schulbücher von der Fibel bis zur Weltgeschichte vertreten sind. Ja es erscheint auch eine kleine vierteljährliche Zeitschrift mit Beiträgen in Tschi, Gâ und Englisch von Missionaren und Eingeborenen. Alle diese Schriften wurden nach Lepsius' „Standard Alphabet" (römische Lettern mit zahlreichen Spezialzeichen) in vorzüglicher Ausstattung zu Basel gedruckt unter Aufsicht eines frühern Missionars, der sich durch aussergewöhnliche linguistische Begabung dazu besonders eignet und seit seiner Rückkehr aus Afrika dieser Aufgabe fast ausschliesslich obliegt. Derselbe hat denn auch gefunden, dass das Tschi in einzelnen Stücken, wie z. B. dem System der Singular- und Pluralpräfixe beim Nomen, doch sehr an die Bantusprachen erinnert, in andern, wie Voranstellung des Genitiv, dem Mande im Norden (Sprache der Mandingo) sich nähert und also nicht nur geographisch, sondern wohl auch durch Urverwandtschaft

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

zwischen beiden steht. Von den östlichen Nachbarsprachen (über die westlichen sind wir noch völlig im Unklaren) steht ihm das Guang am nächsten, hat auch verhältnissmässig am meisten von ihm entlehnt (selten umgekehrt). Auch das Gâ hat Manches vom Tschi entnommen und besitzt ausserdem manche urverwandte, wenn auch lautlich verschiedene Wörter. Das Adangme, der ältere Gâ-Dialekt, steht dem Tschi ferner, und noch ferner das Ewhe jenseits des Volta. Aber selbst noch im Yoruba am untern Nigir finden sich einige verwandte Begriffe. Alle Nachbarvölker haben vom Tschi eine Anzahl von Eigennamen, besonders die der Wochentage (7 wie bei uns!) geborgt. Das Tschi unterscheidet sich von fast allen umliegenden durch eine besonders feine Vokalharmonie und durch Mangel der Lautgruppen gb, kp, sch, tsch (die Schreibung „Tschi“ ist demnach nicht genau, nach Lepsius wird Twi geschrieben, welchem schwierigen Laut das englische Chwee noch am ehsten entspricht). Ueberaus seltsam und möglicherweise von grösster Bedeutung ist der Umstand, dass der zweiffellos autochthone Gottesname Onyame (der Helle, Strahlende) oder Onyankorompong (der einzig grosse Strahlende) auch bei den westlichen Bantuvölkern bis an den Lualaba und den mittlern Zambesi vorkommt, als Ondyambi in Herero, Ndzambi ampungo in Angola, Anyambi in Benga u. s. w.

Für die literarische Bearbeitung des Guang hat sich auf dem jetzigen Arbeitsfeld der Mission kein Bedürfniss gezeigt, da dieses Volk hier stets auch eine der beiden andern Sprachen versteht. Aber auch die Gâer und Tschier lernen, wenigstens da, wo sie der Handel zusammenführt, ihre gegenseitigen Idiome. Und nicht nur das — bei ihrem sehr bemerkenswerthen Sprachentalent vermögen sich die Schwarzen auch das

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Englische rasch anzueignen. Aber da ein systematischer Unterricht darin doch einzig in den Missionsschulen ertheilt wird, so ist die Kenntniss noch eine ziemlich beschränkte, und wenn auch ausserdem, wenigstens in den Küstenstädten, fast jedermann einige Brocken aufschnappt, so wird doch das Volk als Ganzes, und besonders im Binnenland, nicht davon berührt und wird es in Anbetracht der verschwindend kleinen Zahl der Europäer schwerlich je werden. Die Colonialregierung und die im westlichen Ditrikt ansässigen wesleyanischen Missionare haben diess lange nicht zugeben wollen, neuerdings sehen sich aber die letztern doch bewogen, die Landessprache auch auf ihrem Arbeitsfeld zu berücksichtigen, wie es die Basler Missionare von Anfang an gethan; diese sind eben dadurch im Stande die Eingeborenen in allen Stücken zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden, welcher Umstand die Grundlage der so befriedigenden thatsächlichen Erfolge bildet.

Soviel über die Sprachen. Nun noch einige Bemerkungen über die weitern ethnologischen Faktoren.

Die Neger der Goldküstenländer weisen sowohl in Statur als auch in Farbe ziemlich weitgehende Unterschiede auf. Die allergrössten und kräftigsten Individuen finden sich jenseits des untern Volta, wo denn auch die Mannslast zu 80 % gerechnet wird, gegenüber 60 % auf der herwärtigen Seite. Aber auch im Adangme- und Gâ-Gebiet steht der Durchschnitt über Mittelgrösse, und wir wären wohl geneigt auch hierin einen Zusammenhang mit dem Osten und einen Gegensatz zu den Tschivölkern zu erblicken, wenn nicht der weiter westlich die Küste bewohnende Tschistamm der Fanteer ganz ähnliche Körperverhältnisse darböte, mit Einschluss der hellern, vielfach röthlich-braunen Farbe, die gewiss nicht lediglich durch die seit langer Zeit

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

vor sich gehenden Vermischung mit europäischem resp. Mulattenblut erklärt werden darf. Bei den Tschiern im Innern, besonders den Akemern und Okwawuern, wiegen die kleinern, schlankern Figuren mit dunklerer Färbung vor, doch lassen sich auch alle Uebergänge bis zu ähnlichen Bildern wie an der Küste konstatiren, und zwar selbst in Fällen, wo vorausgegangene Zwischenheiraten sehr unwahrscheinlich sind. Während an der Küste das hellere Colorit wegen des Mulattenthums d. h. der Annäherung an den Europäer wenigstens für vornehm gilt (übrigens eine meistens recht schäbige Noblesse), wird hier im Innern das dunkelste als das schönste angesehen. Es wurden mir mehrfach solche Personen um dieses Vorzugs willen gezeigt; dieselben waren in der That so schwarz, dass ich mir sagen musste, noch dunkler kann die menschliche Haut nicht werden. Der Vergleich des Gesichts mit den Kopfhaaren ergab aber stets deutlich, dass von einer absoluten Schwärze nicht die Rede war. Eine solche kommt eben überhaupt nicht vor. Ich habe sie auch bei den in dieser Hinsicht berühmten Dscholoffen in Senegambien vergeblich gesucht.

Um gleich bei der Pigmentirung zu bleiben, will ich erwähnen, dass auch die Lippen ziemlich — an den Rändern bisweilen vollkommen — dunkel gefärbt sind, und selbst die Schleimhäute des Auges und der Mundhöhle einen Stich ins Graue zeigen; die Fingernägel schimmern mehr bräunlich durch. Dagegen entbehren Handteller und Fußsohle, ausser in den Gelenkfalten, des Pigments beinahe gänzlich und stechen dadurch, obwohl immer noch nicht so weiss wie bei uns, seltsam genug vom übrigen Körper ab. Von der Thatsache, dass die Neugeborenen befremdlich viel heller sind als die Eltern und erst in einigen Wochen oder Monaten

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

das Colorit dieser erreichen, konnte ich mich ebenfalls überzeugen. Ob aber wirklich (wie Europäer und Eingeborene annehmen) die Sonne diesen Wechsel bewirke, ist ebenso fraglich wie die erste Ursache der Entstehung der „schwarzen" Rassen überhaupt; sicherlich darf diese nicht in der Sonne allein gesucht werden, vielleicht spielt auch die Feuchtigkeit eine Rolle dabei. Wenn die Pigmentschicht nicht allzu intensiv entwickelt ist, kann der Schwarze bei denselben Anlässen und aus demselben Grunde wie wir plötzlich und deutlich erbleichen; hievon wohl zu unterscheiden ist der graue Anflug, der bei grosser Trockenheit der Luft oder bei zehrenden Krankheiten durch Abschilferung der Epidermis entsteht. Vollkommener, angeborener Albinismus kommt nicht gar selten vor; überaus häufig aber sieht man bei älteren Leuten einen Pigmentschwund an Hand- und Fussrücken, aber auch bis zum Ellbogen und Knie hin auftreten, in der Weise, dass ganz schwarze und durchaus ungefärbte Flecke in verschiedenem Verhältniss mit einander abwechseln.

Die Form des Kopfes ist — diese Wahrnehmung drängt sich auch den Laien auf — überwiegend häufig eine dolichocephale, meist mit merklicher Höhenzunahme verbunden. Die Stirn bildet gewissermassen ein Kugelsegment, indem sie sowohl von den Augenwülsten nach oben, als auch von der Mittellinie nach beiden Seiten rundlich zurückweicht und nur schwach oder gar nicht hervortretende Stirnhöcker besitzt. Die Supraorbitalbogen sind nicht scharf ausgeprägt und flachen sich besonders in den äussern Hälften, statt nach unten umzubiegen, oft bedeutend ab; desshalb, und weil ausserdem auch die Brauen nur selten stark entwickelt sind, werden die Augen wenig beschattet. Diese selbst, von kräftigen, langen, glänzend schwarzen Wimpern um-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

rahmt, zeigen vielfach einen wirklich schönen Schnitt; die Sklera schimmert bei ältern Leuten gelblich, in der Jugend aber ist sie von tadelloser Weisse, und da die Iris in gleichmässigem, warmem Braun daraus hervorleuchtet, so ist der Ausdruck oft ein sehr anmuthiger. Die Augen stehen durchschnittlich weiter auseinander als bei uns; was die Nasenwurzel dadurch an Breite gewinnt, büsst sie an Höhe ein. Diese eingedrückte Nase (welche sich nach unten noch mehr verbreitert, so dass die Nasenlöcher sehr gross werden und ihr transversaler Durchmesser dem sagittalen mindestens gleichkommt) gilt im Allgemeinen für das unverzeihlichste Attribut der Negerphysiognomie. Aber auf der Goldküste fand ich diese Plattheit erstens nicht so hochgradig wie sie von andern Gegenden beschrieben ist, zweitens kamen mir die gar nicht so seltenen Eigenthümer von geraden oder gar adlerförmigen Nasen darum noch keineswegs schöner vor, wahrscheinlich weil sie mir eher den Eindruck schwarzgefärbter Europäer machten. Jedem das Seine! Vergessen wir nicht, dass unser Urtheil stets ein subjektives und auch bei ein und demselben Individuum je nach den Umständen wechselndes ist. Ein handgreifliches Unrecht begehen wir, wenn wir die Neger nach den oft sehr missrathenen Zeichnungen und Photographien oder selbst nach einzelnen in Europa gastirenden Exemplaren bemessen, statt in ihrem natürlichen Zusammenhang, inmitten ihrer so charakteristischen Umgebung. Aber sogar in Afrika legt man anfänglich den heimischen Maaßstab an, bei langem Aufenthalt dagegen kommt einem derselbe oft nur allzu sehr abhanden. Am unpartheiischsten wird daher derjenige urtheilen, der dort nur kürzere Zeit verweilt und sich dann wieder völlig in der Heimat eingelebt hat. Dieses Urtheil nun lautet bei mir (wie bei noch manchem an-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

dern) kurz gefasst dahin, dass sehr viele Schwarze — Hässliche gibt es ja unter ihnen so gut wie überall auf der Welt — gerade so wie sie sind, uns am besten gefallen. Auch die Jochbogen treten nämlich — um in der Beschreibung fortzufahren — lange nicht in dem Maasse hervor, wie z. B. bei den Malayen, und die Prognathie ist durchaus keine extreme. Wohl ist der Oberkiefer im Vergleich mit dem unsrigen schmal und lang ausgezogen, aber die durch ihre Schönheit sprichwörtlich gewordenen Zähne stehen nahezu senkrecht in demselben. Die Lippen, allerdings gewöhnlich dick, sind doch nur selten hässlich wulstig, und von den vereinzelten schmalen gilt dasselbe wie von der scharfen Nase. Stamm und Becken sind verhältnissmässig schmal, letzteres bei den Weibern stark geneigt; die Lendenwirbelsäule eingezogen, wozu sicherlich das frühzeitige Wassertragen auf dem Kopf etwas beiträgt. Der Bauch steht bei den Kindern ebenso ungebührlich vor wie bei den unsrigen, wenn sie eine ähnliche stärkemehlreiche Nahrung erhalten; Nabelbrüchen begegnet man auf Schritt und Tritt. Die Gesammtlänge der Extremitäten übertrifft die der unsrigen gewöhnlich nicht bedeutend und nur selten in auffallender Weise, indem Unterarme und -schenkel allerdings deutlich länger, Oberarme und -schenkel aber eher etwas kürzer sind als bei uns. Hände und Füsse, beim weiblichen Geschlecht durchgängig überaus schlank und zart, sind selbst bei den Männern nur ausnahmsweise grobknochig und plump, doch kommen, besonders bei eigentlichen Lastträgern, auch decidirte Plattfüsse vor. Die Muskulatur vermag sich bei gehöriger Uebung (wie sie vor allem bei den Bootsleuten an der Küste stattfindet) sehr ansehnlich zu entwickeln, sonst aber bleibt sie etwas dürftig und zwar, wie am ganzen Körper, so auch an

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

den Waden, deren Muskel ausserdem weiter oben als bei uns in die Sehne übergeht und welche darum an dem langen Unterschenkel weiter hinaufgerückt erscheinen. Von daher stammt der Ruf der Wadenlosigkeit, der denn doch cum grano salis aufzufassen ist. Die Fettbildung kann, wie auch in andern Ländern, bei ältern Personen und besonders Frauen excessiv werden, hievon abgesehen jedoch ist sie durchschnittlich geringer als bei uns. Gerade dem jugendlichen Alter fehlt meistens die schwellende Rundung der Formen und wird durch eine gewiss nicht weniger anmuthige Schlankheit und Zierlichkeit ersetzt. Die weibliche Brust scheint von Anfang an tiefer unten am Thorax aufzusitzen und besitzt ferner eine kleinere Basis; sie strebt dieses Manko durch vermehrtes Höhen- resp. Längenwachsthum auszugleichen. Die Form des Busens ist nur in der ersten Blüthezeit eine wirklich schöne und schon gar bald tritt — auch bei zweifellosen Jungfrauen — eine bedenkliche Neigung zum Sinken ein. Bei den Frauen wird dasselbe noch begünstigt durch das unvernünftig lange Säugen. Die allgemeine Körperdecke, deren Farbenverhältniss wir bereits besprochen, zeichnet sich durch ansehnliche Dicke der Cutis, durch Elasticität und sammtartige Weichheit aus. Sie ist mit oft recht spärlichen Flaumhärchen besetzt, doch gehört auch ein „pectus villosum“ nicht gerade zu den Seltenheiten. Sehr dicht und solid ist die wollige, brandschwarze Behaarung des Kopfes, welche demselben äusserlich stets als lückenloser, völlig gleichmässiger Filz — bald mit scharf abgeschnittenen, bald mit allmälig lichter werdenden Rändern — aufzusitzen scheint. Bezüglich der Einpflanzung auf der Kopfhaut kommen jedoch alle möglichen Uebergänge zwischen völlig gleichmässiger Vertheilung und exquisit büschelförmiger Gruppirung vor, nach Häckel's

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Schema wären also hier 2 Rassen nebst zahlreichen undefinirbaren Mittelstufen zu unterscheiden, jedenfalls ein gewagtes Unternehmen. Die Männer halten das Kopfhaar sorgfältig kurz, ausgenommen manche Fetischpriester; diese, wie auch die Frauen, lassen dasselbe auswachsen; es erreicht in diesem Fall (besonders bei hellern Individuen, bei denen es auch weniger eng gerollt ist) gelegentlich bis zu 1′ Länge. Die Mädchen wickeln es in geometrisch angeordnete Wülste oder in 2—20 aufrechtstehende Zöpfchen und bringen so überaus verschiedenartige, zum Theil recht phantasievolle Frisuren zu Stande. Der Kopf wird nicht selten glatt rasirt, sowohl wegen Ungeziefer, als bei Krankheits- und Trauerfällen. Das Ergrauen tritt entschieden erst relativ spät ein und wird dann häufig durch Rasiren hinweggetäuscht. Wirklich weisse Häupter sieht man selten, von Natur kahle aber sozusagen nie. Etwa jeder zwölfte Mann mag einen gekräuselten Kinn- oder Vollbart von 10—20 cm. Länge besitzen; Schnurrbart allein erinnere ich mich nicht beobachtet zu haben. Bei dieser Gelegenheit wäre noch der üble Geruch zu erwähnen, wegen dessen die Schwarzen, wohl hauptsächlich nach den Angaben der Sklavenhändler und -halter, berüchtigt sind; derselbe kommt bei der Bevölkerung der Goldküste, welche die minutiöseste Reinlichkeit am Leibe beobachtet und auch die leichten Kleidungsstücke fleissig wascht, geradezu selten zur Entwicklung, und wenn er sich bei Einzelnen trotz alledem vorfindet, so werden diese von ihrer Umgebung darob verspottet. Irgend etwas Spezifisches vermochte ich in solchen Fällen nicht zu entdecken; genau dieselbe übermässige oder abnorme Schweißsekretion nebst rascher Zersetzung der betreffenden Fettsäuren auf der Haut kommt auch bei Europäern zur Wahrnehmung. Wo Waschwasser

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

fehlt, riecht der Schwarze und sein Kleid in erster Linie nach dem Rauch des stets bei oder gar in der Hütte brennenden Feuers, und wenn er an der Luft getrocknete Fische verspeist hat, merkt man es ihm recht wohl an, wie denn ferner auch Kranke, besonders falls sie sich mit Erde beschmiert haben, keine angenehmen Düfte von sich geben. Niemals aber ist in einer Negerhütte mein Geruchsorgan durch jene unqualifizirbare, infernalische s. v. Luft beleidigt worden, wie sie uns aus den Wohnungen unseres Proletariats so häufig entgegenweht.

Auf den inwendigen Menschen — Gemüth, Intelligenz, Willenskraft, moralische und religiöse Anschauungen — kann ich hier nicht näher eintreten. In dieser Beziehung ist jedenfalls der Vergleich des Schwarzen mit einem Kinde der zutreffendste, den es gibt, und er wird durch gelegentliche Rohheit, Störrigkeit, grenzenlosen Leichtsinn nicht umgeworfen, sondern unterstützt. Das Geistesleben steht, wo es noch nicht von auswärtigem Einfluss berührt wird, zweifellos auf einer niedrigen Stufe, dass es aber in hohem Grade entwicklungsfähig ist, das wird am augenfälligsten bewiesen durch die Mission, welche hier, mit vollstem und liberalstem Verständniss dessen, was Noth thut, ihre Aufgabe nicht ausschliesslich im Predigen sieht, sondern durch Wohnen und Wandeln inmitten der Eingeborenen, durch ein ausgedehntes, wohlorganisirtes, rationelles Schulwesen, durch Industriewerkstätten, deren Arbeiter bis zum Congo hinunter gesucht sind, durch Faktoreien, in welchen ein reeller Handel — ohne Schnaps! — blüht, mit einem Wort also durch systematische Erziehung von Jung und Alt zu körperlicher und geistiger Arbeit ein Culturwerk ausführt, das gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Und erst kürzlich ist zu

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

diesen ältern Zweigen als jüngster Spross die medizinische Mission getreten, gewiss eine der schönsten Aeusserungen der Caritas. Wohl geht es bei jenem Werk nicht ohne bittere Erfahrungen ab; aus Mangel an Intelligenz haben zwar nur wenige, aus Charakterschwäche aber schon gar viele das vorgesteckte Ziel nicht erreicht. Aber die Bildungsfähigkeit eines Volkes darf doch nicht nach den verkommenen (wie übel kämen wir selbst dabei weg!), sondern muss nach den bessern Elementen beurtheilt werden; und wenn man so einen strebsamen, durch seine Thätigkeit zu Wohlstand und Ansehen gelangten Gemeindevorstand sieht, oder gar mit einem jener schwarzen Diakone sich unterhält, welchen die selbständige Besorgung ihrer oft sehr ansehnlichen Gemeinden nach allen Seiten hin hat ruhig überlassen werden können, so beginnen einem, in der Erwägung der überaus kurzen Zeit, in welcher solche Fortschritte erfolgt sind, und des übeln Einflusses, den früher alle Europäer ausgeübt haben (und manche noch heute ausüben), lebhafte Zweifel an der Inferiorität der schwarzen Rasse aufzusteigen; wie dieselbe in physischer und numerischer Hinsicht, nachdem sie die unerhörten Schädigungen des Sklavenhandels überwunden, in einer Zunahme begriffen ist, so geht sie unzweifelhaft, wenn sie nur mit Geduld und Einsicht geleitet wird, auch geistig und sittlich der Vervollkommnung entgegen.

Die Kleidung ist einfach und zweckmässig, besonders bei den Kindern, wo sie gänzlich fehlt, wenn man nicht einige dicke Glasperlenschnüre, welche die Mädchen vom zartesten Alter an um die Hüften tragen, als ersten Anflug bezeichnen will. Später wird ein Zeugstreifen zwischen den Schenkeln durchgezogen und vorn wie hinten an jener Schnur befestigt. Im Kroboland machen die Mädchen auch noch die Pubertätsfeierlichkeiten in

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

diesem Aufzug durch, wobei übrigens der (feuerrothe) Schenkelstreifen nicht sowohl ansehnlich breit, sondern auch so lang sein muss, dass die beiden Enden weit herunterhängen. Hernach — in den andern Gegenden schon früher — kommt dazu das Unterkleid, ein grösseres viereckiges Stück Baumwollstoff, das durch einfaches Einrollen — ohne Knoten oder Schnur — um die Lenden befestigt wird und beinahe bis auf die Füsse reicht; endlich vollendet in den meisten Fällen ein ähnliches aber noch grösseres Obergewand, das die Mädchen unter-, die Frauen oberhalb der Brust zu schürzen pflegen, den Anzug. Den Kopf, mit seiner oft abenteuerlichen Haartracht, umschlingt ein farbiges Taschentuch; dasselbe ist, ob nun baumwollen oder seiden, in jedem Fall von europäischer Manufaktur, und ebenso stammen die eigentlichen Kleidungsstücke in ganz überwiegender Mehrzahl aus England. Und doch verstehen die Eingeborenen sehr wohl ihre wildwachsende Baumwolle zu spinnen, dauerhaft blau zu färben, in schmale Streifen zu weben und aus diesen durch Zusammennähen schwere, gute Tücher herzustellen. Aber die Importwaare hat durch ihre erstaunliche Billigkeit das einheimische Industrierzeugniss fast gänzlich verdrängt, wenigstens für den alltäglichen Gebrauch, und nur bei festlichen Anlässen, oder am Körper wohlhabender Leute wird das letztere noch einigermassen häufig gesehen. Hals- und Armbänder fehlen beim weiblichen Geschlecht wohl niemals, auch nicht bei den kleinsten Kindern; sie bestehen aber meist nur aus geringwerthigen Glasperlen der verschiedensten Sorten; doch trifft man auch vielfach ächte Korallen und nicht selten Goldklümpchen in verschiedener Anzahl an Faden aufgereiht. Speziell für das Handgelenk beliebt sind schmale, einfach verzierte Kupferringe. Die Füsse entbehren stets der Bekleidung.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Bei den Männern dagegen wird einfach aus einem länglichen, schmalen Tuchstreifen eine T-Binde oder ein kurzer Schurz hergestellt. Darüber kommt meist nur Ein Kleid, so gross, dass es mit Ausnahme des rechten Arms den ganzen Körper umwallt. Am Abend zieht es der Besitzer sogar über den Kopf und legt sich in dieser Umhüllung schlafen Der Schwarze kleidet sich also dann am vollständigsten an, wenn er zu Bette geht. Bei Tage wird der Kopf von manchen bloss getragen, von andern mit einem einfachen weissen Tuch oder einer einheimischen, aus verschiedenen Pflanzenfasern geflochtenen Mütze bedeckt. Die Füsse sind meistens nackt, nur etwa Kranke tragen Sandalen von einfachster, Häuptlinge solche von reicherer Arbeit. An der Küste finden Kleidungsstücke nach europäischem Schnitt immer mehr Eingang. Man kann diess, besonders vom ästhetischen Standpunkt, nur bedauern, denn die Landestracht, welche übrigens je nach dem lokalen und persönlichen Geschmack, sowie nach einer wechselnden Mode, in Farben und Zeichnung nicht unerhebliche Variationen zeigt, ist für den Neger gewiss die geeignetste und zugleich schönste, die sich denken lässt. Eine kräftige Männergestalt, die in der selbstgefertigten schweren Toga mit sicherer Würde einherschreitet, vermag uns recht wohl an einen alten Römer zu erinnern, und ein nach Landesart gekleidetes Mädchen, das von der Quelle kommend mit sanft gebogenem Arm den Wasserkrug auf dem Kopfe balanciert, ist in seinen Bewegungen weniger behindert, darum natürlicher und zierlicher als seine — schwarzen oder weissen — Schwestern mit europäisch verbesserter Taille. Die Frauen allerdings begehen häufig eine Geschmacklosigkeit: sie binden sich hinten ein Kissen auf, welches schon den ältesten Beobachtern, u. a. dem braven dänischen Caplan Müller,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

aufgefallen und von letzterem in seinem 1673 zu Hamburg deutsch erschienenen Buche „einem Camelshober nicht unähnlich“ genannt worden ist. Diese Sitte hat wenigstens dann einen reellen Werth, wenn das Kissen, wie häufig geschieht, einem Säugling als Sattel dient, welcher in dieser Weise, vom Oberkleid der Mutter bis an den Hals umschlungen und festgehalten, überall mitgeschleppt wird. Einen ganz ähnlichen Appendix trifft man bekanntlich auch in andern Gegenden, wo jene Begründung vollständig dahinfällt. Erst ziemlich weit im Innern habe ich die wohl älteste und ursprünglichste Bekleidung, bestehend aus dem geklopften Bast eines Baumes (wohl der Adansonia), noch in einzelnen Exemplaren angetroffen.

In Salaga herrscht bereits die sudanesische „Tobe“, ein aus selbstgewobenen Streifen zusammengesetztes, um die Halsöffnung meist mit Stickerei verziertes weites Gewand mit noch weiteren Aermeln vor; am allerweitesten aber sind die zugehörigen Beinkleider, welche in ihrer Stoffverschwendung den Pluderhosen der Landsknechte nahekommen. Die Füsse stecken in gelben Lederschuhen, den Kopf bedeckt eine hohe Tuchmütze, ein Turban oder ein grosser, mit farbigen Lederstreifen geschmückter Strohhut. Die Weiber haben das shawlartige Oberkleid über den Kopf gezogen, was an der Küste nur zeitweise, d. h. einige Tage jedes Monats zur Bezeichnung des betreffenden Vorgangs geschieht.

Die Wohnungen sind nach Form und Material wesentlich verschieden. Am Meeresstrand giebt es da und dort armselige runde Fischerhütten; auch die ansehnliche Karavanserei der Salagaleute in der Küstenstadt Akra besteht aus runden, bienenkorbähnlichen, lediglich aus dicken Strohmatten hergestellten Schobern. Sonst aber herrscht von der Küste bis zum Oti (Nebenfluss des

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Volta) ausschliesslich die länglich viereckige Form mit einziger, aber vielleicht bedeutungsvoller, Ausnahme mancher offenbar archaistischer Fetischhütten. Die ursprünglichste Construktion der Wände ist ein Gitterwerk von senkrecht in die Erde gesteckten und quer darüber gebundenen Stöcken; sie wird fast nur noch für provisorische Bauten, in den Plantagen u. s. w. angewandt. Das Verstreichen der Lücken mit Lehm bezeichnet bereits eine höhere Stufe, von immerhin recht geringer Solidität. Für wirkliche bleibende Häuser in den Dörfern führt man am liebsten eigentliche, oft dicke Lehmmauern auf und stellt auch den etwas erhöhten Fussboden aus diesem Material her. In der Ebene finden sich stets Thür- und Fensteröffnungen, häufig sogar durch hölzerne Laden verschliessbar. Im Tschi-Gebiet dagegen stehen meistens 3 oder 4 schmale Gebäude um einen quadratischen Hof, und die breite Oeffnung, womit jede auf denselben hinausgeht, ist gewöhnlich die einzige. In den bessern Häusern wird der erhabene Fussboden täglich mit feiner rother Erde abgerieben und geglättet, ebenso der Sockel der Wände und — in den sehr ausgedehnten Gehöften der Vornehmen im Innern — die oft recht geschmackvollen architektonischen Verzierungen. Der Dachstuhl besteht aus Bambus oder aus Blattstielen der Weinpalme und wird genau wie unsere Strohdächer mit dem langen Gras der Ebene gedeckt (Palmfiederndeckung gilt nur als Provisorium oder Surrogat). Nur im Innern, und zwar im östlichsten Theil unsrer Route, fanden wir flache, aus horizontalem Balkenwerk und einer dicken Lehmschicht bestehende Dächer. Die würfelförmigen Häuser besassen einen Corridor in der Mitte und seitliche Kammern. Licht drang nur unter dem Dach durch. Etwas weiter nördlich beginnt das Gebiet der runden Hütten; ihr Durchmesser beträgt ausnahmsweise

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

20′ und darüber, gewöhnlich aber bedeutend weniger. Auf der kaum mannshohen Mauer ruhen rings die Stäbe des kegelförmigen Dachgerüsts, welches vorher auf dem Erdboden fertiggestellt und dann wie ein Hut aufgestülpt wurde; die Deckung geschieht auch hier mit Stroh. Die sehr niedrige Thür (höchstens 4′) bildet die einzige Oeffnung. Die Vornehmen besitzen grössere Gehöfte, deren Peripherie aus einer ganzen Reihe solcher Hütten und kurzen Mauerstücken zwischen denselben besteht. Nur Eine, die Empfangshalle, öffnet sich wie gegen den Hof, so auch gegen die Strasse hin und zwar, da sie ca. 8′ hohe Mauern besitzt, mit Thüren, welche eine aufrechte Passage gestatten. Genau dieselbe Bauart hat Rohlfs bei den Fulbe gefunden.

Der Hausrath ist ausserordentlich primitiv. Dem Neger dient der Erdboden als Tisch wie als Bett; zu letzterm Zweck wird aber meistens doch eine Matte, zuweilen auch eine Art Rollmatraze aus Stroh untergebreitet, sogar etwa auf einem 1′ über dem Boden erhabenen, eine Bettstelle repräsentierenden Gertengeflecht. Der Landesstuhl oder eigentlich -schemel, nicht ohne Kunst aus einem Block geschnitzt und in stereotyper Weise verziert, ist unglaublich niedrig, kaum 1′ hoch. Ein solches Möbel besitzt übrigens auch nicht jedermann, und vielfach behilft man sich ohne jede Unterlage mit einem virtuos und ausdauernd durchgeführten Hocken. Zu Trink- und Schöpfgefässen, aber in grossen Exemplaren auch zum Aufbewahren von Kleidern u. s. w., finden halbierte Kürbisschalen (Calebassen), bald glatt, bald mit eingeritzten rohen Figuren versehen, die ausgedehnteste Verwendung. Die grossen Wasser- und Kochtöpfe, wie die kleineren Essschüsseln werden aus feinstem Thon von Weibern verfertigt und an offenem Feuer schwarz (aber nicht fest) gebrannt. Die Form

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

auch der gewaltigsten Exemplare ist, obwohl ohne Drehscheibe hergestellt, auffallend regelmässig. Nennenswerthe Verzierungen kommen jedoch unter allen Thonwaaren nur bei den Pfeifenköpfen vor, indem diese theils hübsche geometrische, theils plumpe Menschen- oder Thierfiguren darstellen.

Ganz in derselben Weise wie die Matten werden auch grössere und kleinere Säcke aus breiten Streifen des Fächerpalmblattes geflochten, schon feiner sind die Hüte, und sehr fein die in mehreren Farben – schwarz, roth, gelb — hübsch gemusterten Mützen und Körbe (grösstentheils von der wilden Dattelpalme). Aus Schnüren von verschiedenen Pflanzenfasern sind die Netze geflochten, die hauptsächlich zum Fischfang dienen. Im Hof steht ein grosser, an der Oberfläche etwas schräg abfallender und leicht konkaver Stein; mit Hilfe eines kleinern rundlichen mahlt hier das Weib den Mais. Das Mehl wird dann mit wenig Wasser angemacht (ohne Sauerteig) und die faustgrossen Klösse, in Blätter eingehüllt, theils in Wasserdampf gekocht, theils in halbkugeligen Lehmöfen gebacken; letztere Art der Brodfabrikation soll auf europäischem Einfluss beruhen. Ein unentbehrliches Inventarstück bildet ein 2′ hoher hölzerner Mörser; derselbe wird mit gekochten Yamswurzeln oder Pisangfrüchten beschickt und daraus durch fortgesetztes Stampfen mit einem fast mannslangen Stössel ein feiner steifer Teig zuwege gebracht. Man formt ihn zu grossen Kugeln, legt diese in die Essschüsseln und übergiesst sie mit einer kräftigen, kleinere oder grössere Fleischstücke enthaltenden, entsetzlich gepfefferten Suppe. Das ist das National- und Leibgericht, der Fufu, der ausschliesslich mit den Fingern der vorher wohl gewaschenen rechten Hand (die linke gilt für höchst unschicklich) zum Munde geführt wird.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Die Kücheneinrichtung besteht aus einem Topf auf drei niedrigen Lehmpfeilern, einem grossen Schöpflöffel aus Holz und einem Sieb aus Binsen. Von metallenen Gegenständen finden wir vor allem grobe europäische Messer und auch Scheeren. Die Klingen für die landwirthschaftlichen Werkzeuge, als Buschmesser, Hacken, Aexte, werden ebenfalls zum Theil eingeführt, sonst aber durch die einheimischen Schmiede verfertigt. Das Eisen dazu ist immerhin importirt (nur tief im Binnenland schmilzt man es noch selber aus), ebenso das Kupfer, das zu Armringen, und das Messing, das zu grossen Salbenbüchsen, zu Goldprobepfännchen, -waagschaalen und -gewichten — letztere alle möglichen Figuren in Miniatur darstellend — verarbeitet wird. Demnach sind die mannigfaltigen und theilweise sehr feinen Erzeugnisse der Goldschmiedekunst die einzigen Metallarbeiten, deren Rohmaterial das Land selber liefert. Bis weit ins Land hinein besitzt fast jeder erwachsene Neger sein Feuersteingewehr und benutzt dasselbe bei jedem festlichen oder Traueranlass zum Knallen, ausserdem aber zur schonungslosen Jagd auf jegliches Gethier; letzteres geht denn auch rapid seiner Ausrottung entgegen. Erst im Norden, im Gebiet der runden Hütten, fanden wir Speer und Pfeil, mit scharfen, widerhakenreichen Eisenspitzen, als allgemeine Bewaffnung. Unter den Musikinstrumenten nimmt die Trommel den ersten Rang ein und kommt von der kleinsten, unter dem Arm gehaltenen Spiel- und Tanz-, bis zur gewaltigen Kriegs- und Königstrommel in zahlreichen, aber keineswegs willkürlichen, sondern wohl charakterisirten, mit besondern Namen bezeichneten Varietäten vor, doch so, dass die länglich cylindrische oder vielmehr etwas ausgebauchte Grundform des hölzernen Rumpfes fast immer erhalten bleibt. Nicht nur hat jeder Häuptling sein besonderes,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

einen passenden Wahlspruch repräsentirendes Signal, sondern die Schwarzen vermögen sich damit alle möglichen Mittheilungen auf grosse Entfernung zu telegraphiren. Nicht weniger weit und laut tönen die Hörner, die von einer grossen Antilope stammen, oder aber — wenn's Einer vermag — aus Elephantenzähnen bestehen; 7 derselben, in gewisser Tonfolge abgestimmt, gehören zum grossen Festorchester, während das komplete Flötenspiel aus 8 genau vorgeschriebenen, 1—3löcherigen Instrumenten (aus Rohr) zusammengesetzt ist; es stellt im Verein mit 4 Trommeln das kleinere Spielorchester dar, welches also bereits 12 Mann braucht. Langstielige Flaschenkürbisse, mit Steinchen gefüllt, dienen zum Rasseln des Taktes. Auf einer 6saitigen Guitarre mit viereckigem Resonanzkasten begleitet Abends da und dort ein Solist seinen eigenthümlich melancholischen Gesang.

Eine eingehendere Schilderung von Sitten und Gebräuchen soll einer besondern Bearbeitung vorbehalten bleiben.

Verhandlungen der Naturf. Gesellsch. zu Basel. Theil VII. Taf. 13

IMP. F. NOVERRAZ & FILS, GENEVE

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel

Jahr/Year: 1885

Band/Volume: 7_1885

Autor(en)/Author(s): Mähly E.

Artikel/Article: Zur Geographie und Ethnographie der Goldküste 809-852